

Konrad J. Kuhn

Fairer Handel und Do-it-Yourself als Zukunftspraxen

Perspektiven auf Bedeutungen und Praktiken
„alternativen Wirtschaftens“

Fair gehandelter Kaffee mit Label, selber gestrickte Kinderkleider im Webshop, Anleitungen zum „Glücklich-Werden“ durch Handarbeit, nachhaltig produzierte Tropenfrüchte in der Warenauslage – alternative Wirtschaftsformen sind heute allgegenwärtig. Sowohl fairer Handel wie auch Do-it-yourself (DIY) erweisen sich als eminent sinnstiftende Lebenspraxen, die mit moralischer Argumentation, mit normativer Gesellschaftskritik wie mit einem erheblichen Utopieüberschuss auftreten. Trotz dieser Überdeterminiertheit hinsichtlich summarisch kulturell zu nennender Perspektiven haben sowohl das Engagement im fairen Handel wie auch das Selbermachen im Rahmen von DIY erst in den letzten Jahren kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren (unter anderem Winterberg 2017; Langreiter/Löffler 2017). Nach wie vor dominieren die hegemonial-absichtsvollen Selbstdeutungen von Aktivist*innen auf der einen Seite oder die, je nach Position, marktgängig-faszinierten oder aber spöttisch-süffisanten medialen Setzungen auf der anderen Seite. Dieser Beitrag zielt darauf ab, Fair Trade und DIY als gesellschaftliche Phänomene alternativen Wirtschaftens historisch wie gegenwartsethnographisch zu befragen und über die empirisch dichte Beschreibung einen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Perspektivierung dieser Praktiken zu leisten. Fokus meiner exemplarischen Untersuchung sind die sowohl über den fairen Handel wie über DIY ausgehandelten Bedeutungen für die Akteur*innen selbst. Bei diesen handelt es sich um sich seit den späten 1960er-Jahren artikulierende Gruppen, die wir pauschal als „neue, um die Zukunft besorgte Bewegungen“ fassen können (Radkau 2017: 21).

Ich schlage vor, die beiden zwar alltagskulturell auf so unterschiedliche Weise sichtbaren Phänomene über ein Verständnis als „Zukunftspraxen“ nach ihren gemeinsamen Funktionen in Gesellschaften zu befragen. Die Bezeichnung „Zukunftspraxis“ verweist dabei auf den Umstand, dass ein Abstraktum wie das der „Zukunft“ über alternative Wirtschaftsformen wie Fairer Handel und DIY stets ausgehandelt und damit immer wieder konstruiert wird. Sowohl im Fairen Handel wie auch im DIY wurde

und wird von Aktivist*innen auf der Basis einer Kritik an der gegenwärtigen Gesellschaft eine mögliche, eine „andere“ gesellschaftliche Zukunft vorgestellt, entworfen, verhandelt, diskutiert und (in Ansätzen) auch ganz handlungspraktisch erprobt. Zukunftspraxis meint also einerseits einen Bezugspunkt von Handlungslogiken, andererseits ein legitimierendes und sinnstiftendes Konstrukt für gegenwärtiges Handeln.¹ Damit – auch wenn dies für eine kulturwissenschaftliche Perspektive natürlich nichts neues ist – wird Zukunft also entgegen ihrem vermeintlich anthropologischen Charakter selber historisch und als mentales Konzept von Individuen und Kollektiven wandelbar und dynamisch (Hölscher 2016; Hartmann/Vogel 2010; Hölscher 2004). Zukunft unterliegt damit stets einer „kulturellen Logik“ (Hartmann/Murawska 2015: 12).

Dabei ist dieser Aushandlungsprozess von alltagspraktisch umsetzbaren Zukunftsvorstellungen selten harmonisch und konsensuell, sondern vielmehr oft ausgesprochen konfliktiv – geht es doch um kulturelle Werthaltungen, um Deutungshoheiten, Befindlichkeiten und Bedürfnisse. Der Offenheit und prinzipiellen Ungerichtetheit dieses Aushandlungsprozesses entsprechend hat es sich in der sich in den letzten Jahren vervielfältigenden Literatur zu Zukunftsvorstellungen eingebürgert, etwas holprig von „Zukünften“ zu sprechen, um mit dem Plural darauf zu verweisen, dass Zukunft stets relational auf ein bestimmtes Thema gerichtet ist (etwa die „Zukunft der Welt“, die „Zukunft der Menschheit“, die „Zukunft des Konsums“) und damit die verschiedenen, sich nur allzu oft widersprechenden Lebens- und Zukunftsvorstellungen meint. Zugleich tendiert das Reden über Zukunft stets dazu, in einen generalisierenden und unscharfen Diskurs umzuschlagen, der auf die größte denkbare – das meint meist die globale – Perspektive zielt. Fair Trade wie DIY können also als Zukunftspraxen verstanden werden, in und mit denen sich heterogene Gruppen, organisierte „soziale Bewegungen“ aber auch die Gesellschaft als Ganzes darauf verständigen, welcher Stellenwert ökonomischem Handeln bei der „Suche nach dem guten Leben“ zukommen soll.

Für eine kulturalanalytische Perspektivierung der hier interessierenden „Praktiken und Modi des Zukunftsbezugs“ (Graf/Herzog 2016: 515) ist angesichts der Heterogenität der Praxisfelder wie auch der Historizität der beiden Phänomene eine Fokussierung auf konkrete empirische Beispiele sinnvoll. In einem ersten Schritt wird daher am Beispiel der in der Schweiz lancierten Konsument*innenaktion „Jute statt Plastic“ aus den 1970er-Jahren gezeigt, welche Zukunftsbezüge bei dieser Pionieraktion des fairen Handels präsent waren. Danach wird unter Rückgriff auf Beispiele aus einem Studienprojekt zu vielfältigen Formen aktuellen Selbermachens² dar-

¹ In ähnlicher Weise versteht Frank 2016 die Raumplanung als „Zukunftspraxis“.

² Die im Rahmen des Forschungsseminars „Do-it-yourself zwischen Alltagspraxis, Konsum und Subversion. Zur kulturellen Logik des Selbermachens“ (Universität Innsbruck, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Sommersemester 2017) untersuchten Themen umfassen Selbermachen im Kontext von Wildnis und Survival (Teresa Weber), den Haus-Umbau in Eigenregie (Fiona Aschenbrenner), Urban Gardening als agrarische Praxis (Hannah Kanz),

auf fokussiert, wie mit Selbermachen Zukunft in alltagskulturelle Praxis umgesetzt und handhabbar gemacht wird. In den Beobachtungen und Interviews wie in der Dokumentenanalyse lassen sich in kulturanalytischer Perspektive vielfältige (und oft gleichzeitig wirksame) Funktionen dieser Formen alternativen Wirtschaftens finden: Herstellung von Zugehörigkeit, praktische Verwirklichung von Utopien, konkretes Engagement, individuelles Erleben, Macht- und Ausbeutungskritik, innovative Nischen-Strategie, Positionierung als „lokale“ Antwort auf „globale“ Warenströme oder die diskursive Re-Aktivierung „traditioneller Handwerkspraktiken“. Sichtbar werden dabei Vieldeutigkeiten der konkreten Praktiken, die Konstruktion und Aushandlung von handlungsleitenden Wissensformaten, und vor allem aber die grundlegende Offenheit der Unschärfeformel „Zukunft“.

„Bewusstseinsbildung“ für eine bessere Welt. Jute-Taschen als Pionierprodukte des fairen Handels

Das klassische Dilemma des fairen Handels zwischen größtmöglichem Umsatz der gehandelten Produkte und dem mit den Waren angestrebten Informationsanspruch für die Konsument*innen ist vielbeschrieben. Es artikulierte sich bereits in den auf die frühen 1970er-Jahre datierten Anfängen dieser alternativen Handelsform, die von Pionierorganisationen in den Niederlanden, der Bundesrepublik und der Schweiz lanciert wurden (Kuhn 2007; Quaas 2015: 53–115). Mit sogenannten „Konsumentenaktionen“ sollte damals die Bevölkerung über die Ungerechtigkeiten im Welt-handel sensibilisiert werden. Der Handel mit den Entwicklungsländern war für die Aktivist*innen nie primär ökonomisch motiviert, sondern sollte vielmehr Teil gesellschaftlicher und kultureller Transformationen sein – der faire Handel war also Teil einer umfassenden Sozialutopie einer gerechteren und besseren Welt. Der in der Schweiz ab 1975 verkaufte Ujamaa-Pulver-Kaffee aus dem ostafrikanischen Tansania etwa war explizit „nur Mittel zum Zweck“ und „Brücke zur direkten Konfrontation des Käufers mit der Welthandels-Problematik“, wie es in den Aktionsunterlagen heisst.³ Auch bei der Aktion „Jute statt Plastic“ der Jahre 1976 bis 1979 ging es um „Bewusstseinsbildung“ im reichen Norden: Die Taschen aus dem südasiatischen Bangladesch waren „Informationsträger“, deren Verkauf zum Ziel hatte, eine neuartige Verbindung zwischen den Produzentinnen des Südens und den Konsumenten des Nordens zu etablieren (Kuhn 2005). Diese Verbindung sollte im Sinne der Dependenztheorie alltäglich sichtbar machen, wie eng verflochten die „Erste“ und die sogenannte „Dritte Welt“ waren. Die Waren selber fungieren damit als eigentliche Bedeutungsträger,

privates Selbermachen im Haushalt (Andrea Bichler), Upcycling (Elisabeth Summerauer), Handwerk und Hauswerk (Elisabeth Walhart), Life Hacks (Eva Kurzemann) und Fahrradbau (Norbert Grill). Ich danke allen Teilnehmer*innen herzlich für Forschungserkenntnisse, Gespräche und Anregungen.

³ Verein Kaffeeaktion Ujamaa (Hrsg.): Warum eine Aktion mit Solidaritätskaffee Ujamaa?, o. O. 1975, in: Sozialarchiv Zürich, 81.1 Z.

die zugleich bezüglich symbolpolitischem Potential geschickt gewählt wurden, was die Jute-Tasche zum bis heute ikonischen Produkt des fairen Handels werden ließ. Innerhalb von 14 Monaten wurden allein in der Schweiz über 240.000 Taschen verkauft, ab 1978 übernahmen deutsche und österreichische Aktivist*innen die Aktion und verkauften ihrerseits in kurzer Zeit 400.000 beziehungsweise 100.000 Jute-Taschen.

Der werbetechnisch eingängige Slogan „Jute statt Plastic“ stand für einen Appell an die Solidarität und an die Verantwortung des Nordens für die Armut im Süden. Zudem verknüpfte er diese altruistische Solidarität mit den zunehmend negativ bewerteten Wachstumsfolgen in den Industriestaaten und damit letztlich mit der Frage nach einer möglichen Zukunft angesichts einer krisenhaften Diagnose der gegenwärtigen Gesellschaft. Offensichtlich ist der Bezug auf den 1972 veröffentlichten Bericht „Grenzen des Wachstums“ des *Club-of-Rome*, der angesichts der Ölkrise 1973 die Zukunftssorgen der 1970er-Jahre in der Öffentlichkeit popularisierte (Meadows 1972; Kupper 2004; Freytag 2006). Entsprechend wird dieser Bericht seither als Chiffre für jenen Moment angesprochen, an dem der Fortschrittsoptimismus in eine Fortschrittsskepsis gekippt sei und sich grundsätzliche Fragen nach dem guten Leben und dem menschlichen Überleben überhaupt gestellt hätten (Hölscher 2016: 303–308; Uekötter 2010; Graf/Herzog 2016: 499). Mit der Jute-Aktion artikuliert sich also eine ambivalente Botschaft zwischen mahnender Warnung vor einer zukünftigen Menschheitskatastrophe und der widerständigen Hoffnung auf eine durch Wissen und verändertes „Bewusstsein“ induzierte Umkehr. Damit nahm „Jute statt Plastic“ die später erfolgreiche diskursive Verknüpfung von Umwelt- und Zukunftsfragen vorweg, die seit dem Brundtland-Bericht (Hauff 1987) unter dem Stichwort „sustainable development“ debattiert und seit den 1990er-Jahren als „nachhaltige Entwicklung“ auch im deutschsprachigen Raum verbreitet wurden (Uekötter 2014). Entsprechend dieser in die einfache Jute-Tasche eingeschriebenen Dichte von komplexen Deutungen und Botschaften achteten die Aktivist*innen rigoros auf die Sicherstellung der „Informationsarbeit“ beim Verkauf, die Käufer*innen sollten „informiert“ und „geschult“ werden. In den Dossiers der beteiligten Gruppen heißt es dazu:

„Das Produkt dient als Aufhänger für Information und Schulungsarbeit. Bei der Aktion ‚Jute statt Plastic‘ geht es nicht darum, möglichst viele Jute-Säcke zu verkaufen, sondern möglichst viel Information zu vermitteln. Niemand soll Jute-Taschen kaufen, ohne sich vorher gründlich über die Probleme orientiert zu haben. (...) Die Aktion ist ein Versuch, sowohl entwicklungspolitische als auch ökologische Grundprobleme im Zusammenhang darzustellen und die Entwicklungsproblematik mit den Folgen unseres Lebensstils und unserer Zukunft zu verbinden.“ (Jute-Dossier 1977: 3)

Die Produkte des fairen Handels sollten also primär als „Diskussionsauslöser für die populäre Bildungsarbeit“ dienen. Die sichere Einkommensgenerierung für die Produzent*innen der gehandelten Agrarprodukte kamen erst später als zusätzliche – und als teilweise den Informationsanspruch konkurrierende – Zielsetzungen hinzu. Im Vordergrund dieser Pionieraktion des fairen Handels stand die „Bewusstseinsbil-

„Lebensqualität“ und damit konkret auch die Aushandlung der großen Fragen nach „Lebensqualität“ und einer wünschbaren Zukunft. In den Aktionsunterlagen wird deutlich, wie konkret und auch wie produktiv sich die Kritik an gesellschaftlichen Zuständen artikuliert:

„Ideen dazu [zu einer alternativen Entwicklung der Gesellschaft] sind vorhanden. Es gilt nun, in der Bevölkerung das Bewusstsein und die Hoffnung auf solche Umlenkungsprozesse zu richten. Dies führt zur Frage: Welche Strategie für die Zukunft? Es wäre falsch, eine abrupte Verzichtspolitik zu propagieren, denn davon wären nicht die Reichen, sondern die Unterprivilegierten bei uns und in den Entwicklungsländern die Betroffenen. (...) Eine Strategie, die sowohl den Lohnabhängigen bei uns als auch den Benachteiligten in der Dritten Welt nützen könnte, müsste generell lauten: 1. Bisherige Fehlentwicklungen blockieren: z. B. die Konzentration von Macht, Kapital und Produktion in immer weniger Wirtschaftskomplexen, die Verschleisswirtschaft, den Raubbau am Menschen und der Natur. 2. Den erreichten Wohlstand konsolidieren: z. B. die echten Freiheitsräume dank des materiellen Wohlstands; die Sozialfürsorge; die Arbeitsplätze, die Emanzipation der Frau dank Erleichterung der Hausarbeit. (Also jene Elemente erhalten oder fördern, die nach allgemeiner Überlegung zur Lebensqualität beitragen). 3. Das zukünftige Wachstum umlenken: z. B. durch Mitentscheidung an zukünftigen Investitionen, Dezentralisation der öffentlichen Dienste („kleines Netz“) etc. Diese Strategie fordert unser [sic] Lernfähigkeit, unsere Fantasie heraus. Sie fordert die Bereitschaft zu neuen Lösungen und alternativen Modellen.“ (Jute-Dossier 1977: 46–47)

Omnipäsent sind in dieser Textpassage die wachstums- und gesellschaftskritischen Positionen, die Pessimismus (über den Zustand der Welt) mit Optimismus (über die Möglichkeiten des etwas technisch-sperrig als „Umlenkungsprozess“ bezeichneten Wandels) mischen. Deutlich wird, wie stark der faire Handel immer auch Krisenhandeln war und ist, mit dem sich eine Gesellschaft angesichts kollektiver Verunsicherungen also ihrer Wandlungsfähigkeit versichert, ganz konkrete und praktische Handlungsoptionen erörtert, zugleich aber auch das utopische Reden über Zukunftsfragen praktiziert. Dass sich dieser handlungspraktische Zukunftsbezug seit den 1970er-Jahren, im Gegensatz zu sonstigen tiefgreifenden Strategieveränderungen im Feld des fairen Handels (Quaas 2015: 362–373), nicht grundlegend geändert hat, zeigt ein Blick etwa auf die Standards der Schweizer Fair Trade-Organisationen von 2008, in denen es heißt:

„Der Faire Handel wird von der Zivilgesellschaft getragen, verfolgt immer auch nicht-kommerzielle Ziele und steht in der Tradition der Drittwelt-Laden-Initiativen, welche seit den 1970er Jahren faire Handelsbeziehungen mit südlichen Produzenten pflegen. (...) Mit dem Fairen Handel wird darüber hinaus immer ein Stück der Utopie einer Integration von gerechter und nachhaltiger Produktionsweise realisiert.“⁴

Im Zentrum standen in den Anfängen also weniger der kritische Konsum, als vielmehr ein grundsätzliches Hinterfragen von ungerechten Handelsstrukturen, weniger die persönlichen Kaufentscheide, als die Systemkritik und das konkrete Umsetzen neuer Verbindungen und Denkrichtungen. Eine Deutung, die den fairen Handel primär

4 SWISS FAIRTRADE Grundsätze und Standards, 23.7.2008, hier S. 6, in: Sozialarchiv Zürich, QS 81.1 Z*.

als Ausdruck eines Wertewandels hin zu nun neu von Moralvorstellungen geleiteten Konsumhandlungen versteht, liegt gewiss nicht falsch, verkennt dabei aber die mit diesen Konsumpraktiken verbundenen utopischen Modelle und die ihnen inhärenten Erfahrungsmöglichkeiten bezüglich Mitgestaltung, Selbstwirksamkeit und Veränderung. Der frühe faire Handel kann demnach als Ort für die praktische Erprobung der Zukunft in der Gegenwart bezeichnet werden – ganz im Sinne von Ernst Blochs berühmter Konzeption einer „konkreten Utopie“ (Bloch 1985: 160).

„Für bessere Zeiten“. Zukunftsentwürfe im Do-it-yourself

Die Erfahrung einer Mitgestaltung der Welt, das konkrete Erleben von individueller Selbstwirksamkeit und die praktische Umsetzung von Veränderungen sind auch zentrale Motivlagen von Akteuren des Do-it-yourself (DIY). Historisch eher jung (Goldstein 1998; Voges 2017a) ist DIY entstanden als ursprünglich bürgerliche Bewegung in den 1950er-Jahren (Voges 2017b), deren Ziele sich dann in den frühen 1970er-Jahren im alternativen Milieu transformierten (Reichhardt/Siegfried 2010). DIY erlebt seit der Jahrtausendwende einen ungeahnten Boom in zahlreichen Bereichen: von urbanen Gemeinschaftsgärten (Hörz 2017) und Näh- und Repair Cafés (Grewe 2015) über neue Formen des textilen Handarbeitens (Langreiter 2012) bis hin zu privatem Basteln (Löffler 2012). Stark sichtbar sind gegenwärtig meist nur jene Praxisfelder, die ein politisch-kreatives Potential entfalten und dieses auch explizit artikulieren. Dabei knüpfen sie oft an Diskurse der Nachhaltigkeit und der Tauschökonomie an, die mit dem Anspruch antreten, Produktion, Warenbeziehungen und Konsum grundlegend zu verändern, wie dies in einem Text auf der Website „Utopia.de“ formuliert ist:

„Was noch bis vor wenigen Jahren als Öko-Quatsch und altmodisch belächelt wurde, findet immer mehr Verfechter: Wir wollen (wieder) lernen, wie wir Dinge selbst herstellen können. Es scheint ganz so, als sei das Selbermachen sein verstaubtes Image losgeworden und zum Trend avanciert.“⁵

Der Imperativ des Tuns, des aktivistischen Ausprobierens und „einer Zukunftsvorstellung der kleinen Schritte“ ist offensichtlich und findet ein wichtiges Medium in entsprechenden Publikationen, die der Herstellung einer Gruppenidentität wie der Vermittlung von konkreten Praxistipps gleichermaßen dienen: Sie heißen etwa „Handbuch für bessere Zeiten“ (Doernach 1983) oder „DIY Futures. People's Ideas & Projects for a better World“ (Albery et al. 1996), wobei die Fülle der hier mit bewusst gegenwarts- wie zukunftsbezogen verstehbaren Titeln präsentierten Anleitungen enorm ist und Heimwerk und neuartige Beziehungen ebenso wie Handarbeit und Gesellschaftsentwürfe umfasst. Dieses Additive und Spielerische ist generell konstitu-

5 DIY-Trend. Warum Selbermachen wieder in ist. In: Utopia.de – Deutschlands Website Nr. 1 für nachhaltigen Konsum, vgl. <https://utopia.de/0/magazin/warum-selbermachen-wieder-in-ist> (20.03.2015).

tiv für die DIY-Praxis, die ihrerseits stets als „Suchen, Finden, Zusammenklauben und Neuarrangieren geschieht“ (Baier/Müller/Werner 2013: 223). Zu Recht wurde darauf hingewiesen, dass Selbermachen als „authentisierende Praktik“ (Hilsberg 2017: 261) verstanden werden kann, die Körper und Zeit durchlässig macht und damit auf die vielfältigen Rationalisierungszumutungen der Gegenwart reagiert. Zukunft ist dabei in Praktiken und Diskursen oft vergangenheitsgerichtet: Paradoxerweise ist es also gerade das „Revival“ von als „historisch“ markiertem Wissen, das zukunftsfähig macht. Es ist also historisches Wissen als „Ressource“, mit der ein lebenswertes zukünftiges Leben angestrebt wird (Fenske 2017). So schreiben etwa die AktivistInnen des Berliner Prinzessinnengartens, einem bekannten Urban-Gardening-Projekt, auf ihrer Homepage:

„Bei all dem sind wir selber keine Profis oder Experten. Durch gemeinsames Ausprobieren und das Austauschen von Erfahrungen und Wissen eignen wir uns nicht nur alte Kulturtechniken wieder an, sondern lernen gleichzeitig gemeinsam vieles über biologische Vielfalt, Stadtökologie, Klimaanpassung, Recycling, nachhaltigen Konsum und zukunftsfähige Formen städtischen Lebens.“⁶

Und ein Aktivist aus der Tiroler Wildnis- und Survival-Szene sagt im Interview unter häufiger Verwendung eines bewusst eingesetzten „wieder“:

„Und das ist halt, was es mir halt voll angetan hat, wirklich zu schauen, wie kann man das wieder installieren, dass Leute wieder auf Sachen aufpassen und eben die Naturverbindung, dass die halt wieder so in den Vorrang tritt, dass sich jeder schlecht vorkommt, wenn wieder irgendwelche Wälder abgeholzt werden. (...) beim Handwerk, was mich halt so fasziniert, ist, DASS es faszinierend ist, dass du jeden irgendwie dafür begeistern kannst. (...) das spür ich halt sehr, dass es voll mein Ding ist, oder halt mein Weg ist, über das Leute an diese Naturverbindungssachen heranzuführen.“ (Interview mit C, zit. nach Weber 2017:6)

Der affirmative Bezug zur Vergangenheit bezieht sich also auf eine gleichzeitige Gegenwartskritik, wobei die aus den 1970er-Jahren stammende Idee eines gesellschaftsverändernden „Small is beautiful“ (Schumacher 1973) eine Aktualisierung erfährt. Dabei war und ist die Selbstwirksamkeit, Selbstermächtigung und die Erfahrung von eigener Handlungsmacht ein zentrales Element des Tuns. Selbstwirksamkeit dient der Herstellung von individueller und kollektiver Identität und legitimiert zugleich das Austesten von alternativen Wirtschaftsformen (Grewe 2015: 280–283; Kruse 2018). So heißt es auf der Website des „Prinzessinnengartens“ explizit:

„Praktisch demonstrieren urbane Gärten einen ökologisch und sozial anderen Umgang mit städtischen Räumen und ihren Bewohnern, leisten ein empowerment sozial marginalisierter Bevölkerungsgruppen und sind Orte, an denen die Möglichkeiten für lokale Mikroökonomien und andere Wohlstandsmodelle ausprobiert werden.“⁷

6 Prinzessinnengarten: <http://prinzessinnengarten.net/wir/> (19.03.2018).

7 Prinzessinnengarten: <http://prinzessinnengarten.net/de/ueber-uns/> (19.03.2018).

In Diskursen des Selbermachens werden demnach die „großen Fragen“ einer Gesellschaft verhandelt, die Fragen von Produktivität und Wohlstand, von Umwelt und Nachhaltigkeit und vom „richtigen Leben“:

„Das Selbermachen ist also mehr als ein Trend oder eine wiederentdeckte Tradition. Es hat neben unmittelbaren Vorteilen grundsätzlich das Potenzial, Wirtschaft, Märkte und Industrie zu verändern, einen Wandel hin zu mehr Nachhaltigkeit und Ökologie in Produktionsprozessen anzustoßen und unsere sozialen Beziehungen sowie unsere Rolle als Individuum im Kollektiv neu zu gestalten. Wenn das nicht eine Menge guter Gründe sind, mehr selber zu machen!“⁸

DIY präsentiert sich als ein Weg aus einer krisenhaft wahrgenommenen Gesellschaft in eine bessere Zukunft, in der die Menschen nachhaltig und „richtig“ leben. Dabei klingen in der umfassenden Gesamtheit der angestrebten Lebensbereiche und in der postulierten Dringlichkeit auch die totalitären Tendenzen jener Utopien an, die mit einer „richtigen Lebensweise“ argumentieren und nur allzu oft konservative Diskurse reaktivieren.⁹ Herbert Marcuse hat 1967 vor der Gefahr einer daraus möglicherweise entstehenden „Erziehungsdiktatur“ gewarnt.¹⁰ Man muss diesen Alarmismus nicht teilen, um skeptisch zu werden gegenüber den mit Selbermachen gegenwärtig postulierten „großen Visionen“ von Gesellschafts- und Menschenveränderung. Und gegenüber der bei einer empirisch-ethnographischen Untersuchung rasch auffallenden Dominanz eines binären und stark normativen Sprachregisters (Langreiter/Löffler 2013). Damit soll weder einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber politischen Utopien das Wort geredet, noch sollen alternative Projekte und Initiativen pauschal belächelt werden. Vielmehr bewahrt eine nüchterne Sicht auf Utopien und Katastrophenwarnungen gleichermassen davor, Enttäuschungen als blockierend für politisches und privates Engagement zu erleben.

Zukunft als wirkmächtiges Versprechen – zum Schluss

Selbstwirksamkeit und Handlungsmacht können als zentrale Elemente alternativer Wirtschaftsformen identifiziert werden. Fair Trade wie auch Selbermachen dient ganz wesentlich zur Identitätskonstruktion der involvierten Personen und bezieht sich in Diskursen, Praktiken und Argumenten in auffallender Weise auf die Zukunft. Es ist dieser, den Konzepten alternativer Wirtschaftsformen inhärente Zukunftsbezug, aus dem Fairer Handel und DIY ihre hohe Legitimität, ihre diskursive Anschlussfähigkeit und ihre stark wirksame politisch-moralische Plausibilität beziehen. Zukunft ist damit jener Signifikant, auf den sich viele positiv beziehen, er bleibt dabei aber zugleich seltsam unbestimmt und eine stets gleichermassen „flüchtige wie wirkungsmächtige

- 8 DIY-Trend. Warum Selbermachen wieder in ist. In: Utopia.de – Deutschlands Website Nr. 1 für nachhaltigen Konsum, vgl. <https://utopia.de/0/magazin/warum-selbermachen-wieder-in-ist> (20.03.2015).
- 9 Fenske 2015: 359 etwa weist zu Recht darauf hin, dass sich teilweise ein irritierendes Vokabular konservativer bis rechtsradikaler Begrifflichkeiten in der DIY-Bewegung findet.
- 10 Herbert Marcuse in: Der Spiegel, 21.8.1967, zit. nach Radkau 2017: 274.

Anlegenheit“ (Egloff/Folkers/Michel 2007: 17), die unsere Gegenwart prägt.¹¹ Die Gegenwart wird geprägt dadurch, dass wir über konkrete Praktiken mit der prinzipiellen Unsicherheit und grundsätzlichen Offenheit der Zukunft umgehen und eine in hohem Maße interdependente und kontingente Welt gestalt- und damit auch kontrollierbar erhalten.¹² Aus diesem Anspruch entsteht auch die feststellbare Diskrepanz zwischen utopischem Reden und konkreter Praxis. Gleichwohl darf eine kulturanalytische Perspektive nicht bei der Dekonstruktion solcher Diskurse stehenbleiben, sondern muss die Bedeutungsschichten empirisch präzise und zugleich empathisch nah erkunden. Tut sie dies nicht, dann läuft eine kulturwissenschaftliche Analyse Gefahr, zu verkennen, in welcher Weise alternative Wirtschaftsformen wie Fairer Handel und DIY immer wieder Räume des Möglichen und des Anderen schaffen. Dies ist angesichts der aktuellen Omnipräsenz pessimistischer und konservativer Zukunftsängste (Gumbrecht 2018) eigentlich nicht wenig. Dieses ständige Herstellen von Alternativen ist ja insofern stets eminent politisch, als es unsere Welt als grundsätzlich gestalt- und damit als veränderbar begreift.

Literatur

- Albery, Nicholas u. a. (Eds.) (1996): *DIY Futures. People's Ideas & Projects for a better World*. London.
- Baier, Andrea/Müller, Christa/Werner, Karin (2013): *Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself*. Bielefeld.
- Bloch, Ernst (1985 [1959]): *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt/M.
- Bröckling, Ulrich (2016): Zukunftsmanagement zwischen Planung, Selbstorganisation und Prävention. In: Leendertz, Ariane/Meteling, Wencke (Hrsg.), *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er-Jahren*. Frankfurt/M./New York, S. 269–280.
- Doernach, Rudolf (1983): *Handbuch für bessere Zeiten*, (2 Bd.). Stuttgart.
- Egloff, Rainer/Folkers, Gerd/Michel, Matthias (2007): Wenn wir nach der Zukunft grüben – was könnten wir finden, und wie sollten wir uns ausrüsten? Eine Einführung. In: dies. (Hrsg.), *Archäologie der Zukunft*. Zürich, S. 17–21.
- Erklärung von Bern (Hrsg.) (1977): *Jute statt Plastic. Dossier zur Verkäuferschulung*. Zürich.
- Fenske, Michaela (2015): Was mensch zum Leben braucht – Ressourcen unter kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Zum Ausklang. In: Tauschek, Markus/Grewe, Maria (Hrsg.), *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, Frankfurt/M./New York, S. 351–363.
- Fenske, Michaela (2017): Historisches Wissen als Ressource. Wie das urbane Kreativmilieu mit Vergangenheit Zukunft (selbst)macht. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), *Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself“*. Bielefeld, S. 221–243.
- Frank, Elisa (2016): Raumplanung als Zukunftspraxis. Konkretisierungen im Urner Talboden. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 112, S. 109–124.

¹¹ Er ist damit dem Signifikant der „Planung“ sehr ähnlich, vgl. Bröckling 2016: 273–274.

¹² Die Akteur*innen stehen damit einem Zukunftsmodus von „Gestaltungszukunft“ nahe, der Zukunft durch Aktivitäten in der Gegenwart „produziert“, vgl. Graf/Herzog 2016: S. 508–510.

- Freytag, Nils (2006): „Eine Bombe im Taschenbuchformat“? Die „Grenzen des Wachstums“ und die öffentliche Resonanz: In: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3, S. 465–469.
- Goldstein, Carolyn M. (1998): *Do It Yourself: Home Improvement in 20th-Century America*. New York.
- Graf, Rüdiger/Herzog, Benjamin (2016): Von der Geschichte der Zukunftsvorstellungen zur Geschichte ihrer Generierung. Probleme und Herausforderungen des Zukunftsbezugs im 20. Jahrhundert. In: *Geschichte und Gesellschaft* 42, S. 497–515.
- Grewe, Maria (2015): Reparieren als nachhaltige Praxis im Umgang mit begrenzten Ressourcen? Kulturwissenschaftliche Notizen zum Reparaturcafé. In: Tauschek, Markus/dies. (Hrsg.), *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, Frankfurt/M./New York, S. 267–289.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2018): Die Katastrophe kommt ganz bestimmt. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 12. Februar, S. 27.
- Hartmann, Andreas/Murawska, Oliwia (2015): Das Erdächtnis. Zur kulturellen Logik der Zukunft. In: dies. (Hrsg.), *Representing the Future: Zur kulturellen Logik der Zukunft*. Bielefeld, S. 7–15.
- Hartmann, Heinrich/Vogel, Jakob (Hrsg.) (2010): *Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900*. Frankfurt/M.
- Hauff, Volker (Hrsg.) (1987): *Unsere gemeinsame Zukunft: Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung*. Greven.
- Hilsberg, Pia-Maria (2017): Sich authentisch machen: Überlegungen zu Praktiken des Selbermachens. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 51, S. 257–266.
- Hölscher, Lucian (2004): Zukunft und Historische Zukunftsforschung. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften: Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Stuttgart/Weimar, S. 401–416.
- Hölscher, Lucian (2016): *Die Entdeckung der Zukunft*. Göttingen.
- Hörz, Peter F. N. (2017): Agrarlust in der Stadt. Praxen und Selbstdeutungen im Kontext von Urban Farming. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), *Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself“*, Bielefeld, S. 197–219.
- Kruse, Katrin (2018): „Die Selbstverwirklichung muss nach aussen dargestellt werden“. Interview mit Andreas Reckwitz. In: *Neue Zürcher Zeitung*, <https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-selbstverwirklichung-muss-nach-aussen-dargestellt-werden-ld.1360658> (02.03.2018).
- Kuhn, Konrad J. (2005): „Das Produkt als Aufhänger für Information und Schulungsarbeit“: Die entwicklungspolitische Konsumentenaktion „Jute statt Plastic“ 1976–1979. In: *Traverse – Zeitschrift für Geschichte* 3, S. 27–39.
- Kuhn, Konrad J. (2007): „Handelsförderung ist notwendig und problematisch zugleich“: Die Entstehung des fairen Handels als neue Handels- und Unternehmensform. In: Gilomen, Hans-Jörg/Müller, Margrit/Tissot, Laurent (Hrsg.), *Dienstleistungen: Expansion und Transformation des „dritten Sektors“*, Zürich, S. 107–124.
- Kupper, Patrick (2004): „Weltuntergangs-Vision aus dem Computer“. Zur Geschichte der Studie „Die Grenzen des Wachstums“ von 1972. In: Uekötter, Frank/Hohensee, Jens (Hrsg.), *Wird Cassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme*. Stuttgart, S. 98–111.
- Langreiter, Nikola (2012): Neues Handarbeiten – Radical? Revolutionary? Guerilla? In: Obermair, Hannes/Risse, Stephanie/Romeo, Carlo (Hrsg.): *Regionale Zivilgesellschaft in Bewegung – Cittadini innanzi tutto*. Wien, Bozen, S. 183–204.
- Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (2013): Handarbeit(en). Über die feinen Abstufungen zwischen Oberfläche und Tiefsinn. In: Heimerdinger, Timo/Meyer, Silke (Hrsg.): *Äusserungen. Die Oberfläche als Gegenstand und Perspektive der Europäischen Ethnologie*, Wien, S. 159–176.
- Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.) (2017): *Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself“*. Bielefeld.

- Löffler, Klara (2012): Reparieren und Instandhalten, Basteln und Entdecken. Eine ethnographische Annäherung. In: Technikgeschichte 79/3, S. 273–289.
- Meadows, Dennis, u. a. (Hrsg.) (1972): Grenzen des Wachstums: Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972.
- Quaas, Ruben (2015): Fair Trade. Eine global-lokale Geschichte am Beispiel des Kaffees. Köln.
- Radkau, Joachim (2017): Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute. München.
- Reichardt, Sven/Siegfried, Detlef (Hrsg.) (2010): Das alternative Milieu: Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968–1983. Göttingen.
- Schumacher, Ernst Friedrich (1973, dt. 1977): Small is beautiful: A Study of Economics as if People Mattered. London.
- Uekötter, Frank (2010): Apokalyptik als Profession? Ängste, Prognosen und die internationale Umweltbewegung. In: Hartmann, Heinrich/Vogel, Jakob (Hrsg.): Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900. Frankfurt/M., S. 284–300.
- Uekötter, Frank (2014): Haus auf schwankendem Boden: Überlegungen zur Begriffsgeschichte der Nachhaltigkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 64/31–32, S. 9–15.
- Voges, Jonathan (2017a): „Gut hat’s Familie Selbermann, weil sie alles selber kann.“ Die „Do-it-yourself-Bewegung“ in der Bundesrepublik Deutschland als soziales, kulturelles und ökonomisches Phänomen. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 51, S. 245–250.
- Voges, Jonathan (2017b): Die Axt im Haus. Heimwerken – die „Verbürgerlichung“ des Selbermachens in den 1960er Jahren. In: Langreiter, Nikola/Löffler, Klara (Hrsg.), Selber machen. Diskurse und Praktiken des „Do-it-yourself“, Bielefeld, S. 35–55.
- Weber, Teresa (2017): Selbermachen im Kontext von Wildnis und Survival: Handwerk zwischen ideologischer Strategie und physischem Gebet. (unpubl. Seminararbeit). Innsbruck.
- Winterberg, Lars (2017): Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. Münster/New York.



wirtschaften

KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN

Herausgegeben von
Karl Braun, Claus-Marco Dieterich,
Johannes Moser & Christian Schönholz



MAKUFEE